



Liedertext zu afrikanischem Vogelsang

von Fleischspeisen. Merkwürdiger Weise ist diese Krankheit bei den Schwarzen sehr selten, fast unbekannt; auch bei der Missionaren nicht häufig.

Wie sorglos würde wohl eine Hausfrau in Europa leben, wenn sie die Ernährungsweise unserer Schwarzen etwas nachahmen würde. Die Hauptkost der Schwarzen ist hier Mais und Bohnen. Wenn ich so schreibe, deutet man in Europa gleich an die Strafhauskost. Der Mais ist hier sehr billig. Ein Sack kostet 10 Schilling. Den könnte eine Familie nicht in einem Monate aufessen, auch wenn sie sehr kinderreich wäre. Wir selbst essen am Morgen immer Palitsch, das ist, wie man in Europa sagen würde, Griesbrei oder Maisbrei; dasselbe ist kräftig und schmackhaft. Wie billig wäre ein solches Frühstück in Europa und wie ausgiebig. Die Hauptnahrungsmittel für den Eingeborenen sind Mais, Bohnen und Kürbisse, auch Sauermilch. Süße Milch trinkt niemand. Man lacht mich aus, wenn ich auf Reisen öfters meine Milchflasche herausnehme. Man braucht nicht zu denken, eine solche Flöte wäre zu eintönig. Die Eingeborenen haben auch nicht für jeden Tag den gleichen Speisezettel sondern verschiedene Speisen aus diesen Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur reichlich gibt. Wir Missionare essen selbst öfters solche Speisen und sie mundet trefflich, wenn man im Kraale ermüdet sich niedergelassen hat. Brot kennen die Schwarzen nicht. Das Maisbrot, das man im Kriege bereitet hat, verdarb uns in Europa den Magen. Der Mais eignet sich nicht zum Brotbacken. Fleisch haben die Schwarzen selten. Wenn aber mal ein Stück Vieh geschlachtet wird, dann vertilgen sie unglaubliche Mengen davon. Als Getränk hat man Bier, der von Mais oder einer Körnerfrucht hergestellt wird, die man in Europa für Vogelfutter halten würde. Es gibt aber auch ein alkoholfreies Getränk, das aus der gleichen Frucht in anderer Weise hergestellt wird. Würde nun eine europäische Hausfrau nach diesem Rezepte leben, wie würde dann ihre Tagesarbeit aussehen?

Als ich das erste Mal die Schwarzen in ihren Hütten sah, in denen kein Mobiliar steht als nur einige Krüge zum Kochen und einige Matten zum Schlafen, da bekam ich ein großes Mitleid mit dem armen Volke. Doch heute denke ich anders, nachdem ich sie kennen gelernt habe. Sie kommen in die Stadt und sehen die Wohnungen und Kultur der Europäer; so etwas wollen sie aber nicht. Wenn man heutzutage so viel leidet unter den Ansprüchen des täglichen Lebens, dann frage man sich, ob es nicht einen Weg gäbe zu einer einfacheren und billigeren Lebensweise. Nicht alles, was man an den Naturvölkern verachtet, ist verachtenswert.

Liedertext zu afrikanischem Vogelsang

Von P. Odo Ripp, RMM., Maris Stella

3ur Ehre der Vogelwelt kann man sagen, daß seit Anbeginn der Schöpfung manch einer ihres Geschlechtes sich um die Menschheit sehr verdient gemacht hat. Als die Menschen noch im Schatten des Paradieses schuldlos und heilig wandelten, da wurde ihr Glück erhöht durch fröhlichen, heiteren Vogelsang. Noch entflohen die gefiederten Sänger nicht scheu vor ihrem Angesicht, fühlten sie doch, daß der Mensch ihr Herr und Gebieter war. Auch später noch, als schon die Sünde einen Mizton in Gottes schöne Schöpfung brachte, da fiel den Vögeln die selteue Ehre zu, des Herrn Boten zu sein, um seinen Propheten und Heiligen manche Liebesdienste zu erweisen. Dem Diener Gottes Noe zeigten sie den Wasserstand nach der Sündflut an. Dem Propheten Elias brachten Raben seinen Unterhalt. Wie dieselben Vögel die Ermordung des hl. Meinrad rächteten, erzählt die Legende.

Als unsere Vorbilder für manche Tugenden stellt sie der Heiland auf. Taubeneinsatz soll unser Denken und Handeln kennzeichnen. Von ihnen, den sorglosen, fröhlichen Sängern sollen wir lernen, bei all' unsern An-

liegen auf Gottes Vaterliebe zu bauen und nie zu zweifeln, als ob des Herrn Vorsehung uns übersehen könnte. Was uns besondere Achtung gegen dieses Federvolk einflößen soll, ist das tiefe Mitleid, das sie bewiesen an jenem schaurigen Karfreitag, als der Herr der Welt so Bitteres am Kreuze erduldete für seine Geschöpfe. Scheu flogen sie um den Kreuzesbaum herum, bis schließlich das Rotkehlchen sich anschickte, die schmerzenden Dornen aus dem hl. Haupte Christi herauszuziehen. Bei diesem hochedlen Liebesdienst erhielt das Vöglein eine Auszeichnung in Purpurrot, welchen Orden noch heute die Rotkehlchen tragen.

Wie alle Wesen, so tragen auch die Vögel Spuren ihres unendlich vollkommenen Schöpfers an sich. Unter ihnen finden sich Typen und Symbole für Tugenden und Laster, die wir lieben oder verabscheuen sollen. Wenn man will, könnte man von Temperaturen und Charakteren sprechen, deren Beschaffenheit aus ihrem Gesang oder Geschrei zu entnehmen ist. Der Mensch, die Krone der Schöpfung, hat es nun von jeher unter allen Himmelsstrichen versucht, das unbewußte Seelenleben seiner vernunftlosen Mitgeschöpfe zu deuten, besonders auch der Vögel. Was haben nun hiesige Naturkinder den Bewohnern der Luftsphären abgelauscht? Es ist manch Interessantes und Belehrendes, was diese Geschöpfe ihren überlegenen Brüdern und Schwestern zu sagen haben.

Der Missionar kann kaum einen größeren Ritt unternehmen, ohne daß er Flüsse oder Bäche zu überqueren hat. Kommt er in die Nähe der Turten, da kann er gar oft einen grauschwarzen Sumpfvogel treffen auf einem Bein stehend, seinen Kopf, der hinten nach Kibiart einen Federbusch trägt, hat er eingezogen. So schaut er gar fromm ins Wasser, offenbar um irgend eine Beute zu erspähen. Seine Füße sind etwas plump und befedert, so daß er nicht als Symbol der Schönheit gelten kann. Dies geht ihm scheint's tief zu Herzen. Während er so dasteht und in melancholischen Gedanken dahinbrütet, klagen ihn die Leute der Unzufriedenheit, des beleidigten Stolzes an. Im Spiegelbild des Wassers sieht er nämlich sein schäbiges Gefieder, seinen unschönen Schopf hinter dem wenig intelligent dreinschauenden Kopf, zuletzt die hagern befederten Stelzen. Das alles beleidigt seine Vogeleitelkeit nicht wenig, macht ihn griesgrämig und erpreßt ihm folgende Klage: „Ich wäre ja schön, ich, der Tefwane, doch es verunstaltet mich das und jenes.“

Dieses Tefwane-Lied singen so viele eitle Menschenkinder, denen der Spiegel so manche Unzierde an ihrem Aussehen offenbart und sie in ähnliche Stimmung versetzt wie diesen Sumpfvogel. Doch, armes Wesen, sei nicht so töricht und häarme dich nicht ob einer Sache, die dahintwelkt wie die Grashblume, an deren Moder auch Würmer einst sich fättigen. Sei klug und wisse, daß, was die Natur dir versagt, die Gnade in einem viel höheren Grade dir ersetzen kann. Innere Tugend und Heiligkeit verleihen immer noch eine Anmut und einen Liebreiz, der die himmlischen entzückt.

Die Witterung hat auf alle Lebewesen irgend einen Einfluß. So viele Menschen sind wandelnde Barometer, in deren Gliedmaßen es nebelt und regnet, stürmt und tobt, blitzt und donnert, noch bevor solche Phä-

nomene in der Natur sich zeigen. Von vielen Vögeln sagt der Volksmund ein gleiches. Auch die Schwarzen sind solcher Meinung. Solch ein Wetterprophet ist der Schlangenfresser Insingizi. Derselbe ist rabschwarz und etwas größer als eine Gans. Sie gehen zu Paaren und sind weithin vernehmbar durch ihr dumpfes, stözendes Geschrei. Wie ein Posaunenruf schallt dieses Geschrei durch die Täler und über die Berge. Was kündet er? Unstimmigkeit zwischen den beiden, ihr Verhältnis ist nicht ohne Trübung. Die gegenseitige Liebe ist erkaltet. Das Weibchen ist unzufrieden und droht dem Hausherrn wegzugehen. In alle Welt schreit es die Frau hinaus: „Ich gehe weg, ich gehe weg, ich gehe zu unsren Leuten“ (in ihre Heimat). Im selben Baßton erwidert das Männchen ohne zu schmeicheln einfach und trocken: „Gehe, geh' doch, schon längst sagst du so.“ Diese kühne Antwort an Frau Insingizi hat den guten Erfolg, daß sie unter den Fittichen ihres Gemahls bleibt, aus der Not eine Tugend macht und die kleinen unausbleiblichen Reibereien, wie sie nun einmal in jedem Haushalt vorkommen, geduldig erträgt und in dieser Schule sich zum „starken Weibe“ ausbildet. Hiesigen Frauen bei Christen und Heiden reizt zuweilen der Geduldsfaden, laufen in ihrer Aufregung davon in ihre elterliche Heimat. Damit spielen sie aber die Rolle der Besiegten. Nach einigen Tagen, wenn das Feuer des Zornes erloschen ist; treten sie wieder den Rückweg an in die Heimat ihres Mannes, von der sie in ihrem jugendlichen Leichtsinn einen Himmel voll lauter Freuden erwarteten. Nimmt sie keine Vernunft an, so kommt wohl auch die Polizei und spannt sie wieder in das Joch des Chewagens, der wohl am besten dahinrollt, wenn beide in opferwilliger Hingebung und standhafter Treue gemeinsam ihre Pflicht tun.

Da es nun mit dem Heiraten so eine heikle wichtige Sache ist, so tönt aus hiesigem Gebüsch eine andere Mahnung in eben derselben Ungelegenheit. Und das besorgt einer aus der Kuckucksfamilie. Leute aus deutschen Gauen werden nun gleich ausrufen: „Zum Kuckuck“, was tut denn dieser Kunde hier auf diesem Erdteil? „Weiß der Kuckuck“, was sein Beruf unter hiesigen Himmelsstrichen ist. Doch seiner Sache bewußt, erläßt der Kuckuck an das Jungvolk der Bantu und andere, die es sich zu Herzen nehmen wollen, folgende kurze Botschaft: „Kindlein, heiratet nicht.“ Solche Mahnung ist für Naturvölker stets aktuell. Denn ihre große Lebensfrage ist das Heiraten. Schon die Mutter, die mit ihrem kleinen Liebling spielt, berührt schmerhaft diesen Punkt. „Herzfäser, wo ist deine Braut?“ „Mütterchen, wo ist dein Bräutigam?“ Natürlich ist das liebe Geschöpf anscheinend so harmlos wie der Sohn des Waldbroders Philipp. Dieser verließ in seinen alten Tagen die versünderische Welt für die Waldeinsamkeit, um seinen Knaben von allen schädlichen Einflüssen unberührt in Gottesfurcht zu erziehen. Jahre verstrichen und eines Tages war Philipp genötigt, mit dem angehenden Jüngling zur Stadt zu gehen. Auf dem Wege dahin begegneten ihnen einige elegante junge Fräulein. „Was ist denn das?“ fragt naiv der Junge. „Das ist ein Vogel, der sich Gans nennt“, meint der Vater. „O

wie schön ist er“, sagte der Sprößling, „so muß ich einen haben.“ Diese natürliche Erkenntnis kommt der frühereisen Jugend nur zu bald, darum ist die Mahnung des Ruckuck, „Kindlein, heiratet nicht“, schon angebracht.

Im August, wenn frühmorgens am nordöstlichen Sternenhimmel das Siebengestirn der Pleiaden, der Töchter des Atlas sichtbar wird, ist das für die Südafrikaner ein Zeichen zum Pflügen. Darum benennen die Schwarzen jene Sternengruppe isilimela, der für jemand pflügt — Pflüger oder Zeit zum pflügen. Doch der Saumseligen gibt es so viele, so daß es noch eines andern Boten benötigt. Dieser Alarmrufer ist ein Vogel, der Pezu Romkono ruft, und darum auch so genannt wird.



Die ersten Studenten des Missionshauses vom heiligsten Herzen Jesu
in Langenbielau, Schlesien

„Hand an den Pflug, Hand an den Pflug“ schreit er lebhaft den Trägen ins Gewissen. Wohl denen, die sich diesen Ruf zu Herzen nehmen, sich an die Bestellung ihrer Felder begeben. Eine reichliche Ernte wird ihr Lohn sein. Dieses „Hand an den Pflug legen“ hat ja auch eine geistige Bedeutung, erinnert alle Christen an das Mahnwort des Herrn, im guten Vorsatz eines heiligen Lebens zu verharren, nicht nachlassen und träge werden, um nicht als untauglich für das Himmelreich erfunden zu werden. Wie dieser Vogel, so soll uns das Gewissen stets zurufen: „Hand an den Pflug!“

Wenn die Hirse reif wird, so stellen sich aus der Vogelwelt manche den Leuten unliebsame Besucher ein. Eigene Wachposten werden aufgestellt, um den gefährlichen Tierchen zu wehren. Einer dieser Diebe

heißt Umbalane, eine Art Kanarienvogel. Trotz allen Hüterns erhält dieser doch seinen Anteil und volle Sättigung. Er scheint sich über die Hüter lustig zu machen, und im Übermut seines Wohlseins pfeift er ihnen folgendes Lied: „Das ist nicht Hirse, es ist ein Haufen! Was soll ich tun mit all' dem Vorrat?“ Das klingt ein wenig leichtsinnig und zeigt ein im Glück verwöhntes Kind an, dem alles nach Wunsch geht. Es hat keine Ahnung, wie so viele in Notdurft darben und nur schwer ihren Unterhalt aufbringen. Wer im Überfluss lebt, soll nicht leichtlebig der Armen Elend vergessen, sondern von dem Vorrat gern den leidenden Gliedern des Herrn mitteilen. Im Volksmund wird dieser Umbalane häufig genannt. Weil er den Leuten gerade die Hirse streitig macht, die zu manchem guten Imbiß und Trunk den Stoff liefert, so ist er vielfach die Zielscheibe ihres Wurfgeschosses. Von einem Schwerfranken, an dessen Aufkommen gezweifelt wird, sagt man: „Der wird nach keinem Umbalane mehr werfen.“ Lassen die Taten jemandes auf eine schlimme Zukunft schließen, so sagt man von ihm: „Du wirst schließlich gekennzeichnet sein wie der Umbalane“, der am Hals ein Merkmal hat.

Bei den sog. Wilden gibt es gar viele schöne und rührende Gegebenheiten, die aus dem natürlichen Nährboden der unverfälschten Menschennatur aufflossen. Wenn alle die Sitten und Gebräuche, die das Familien- und gesellschaftliche Leben regeln, aus einem höheren Beweggrunde geübt würden, dann wären die Leute in manchen Punkten nicht weit abseits vom Geiste des Evangeliums. Bei Krankheit und Tod zeigt sich die natürliche Nächstenliebe der Leute. Die gute Sitte will es, daß jeder aus dem weiten Familienkreis einen Beileidsbesuch abstattet, sich nach dem Befinden des Kranken erkundigt oder ihm die letzte Ehre erweist. Solches Unterlassen wird sehr verübelt und beargwöhnt. Es wäre um so schmerzlicher, wenn solche Unterlassungssünden zwischen Eltern und Kindern vorkämen. Eine solche herzbrechende Szene hat man sich vorzustellen, um die Totenklage einer Feldtaube zu verstehen. Das arme Geschöpf weint sich also aus: „Es starb mein Vater, ohne Meldung zu erhalten; es starb meine Mutter, ohne Meldung zu erhalten; es sagt mein Herz: ndu, ndu, ndu.“

Ihr alle, die ihr Mitleid mit diesem wehlagenden Wesen habt, ersparet solches Herzeleid allen denen, die durch die Bande der Natur und Gnade mit euch verbunden sind.

Zu uns komme das eucharistische Reich!

Aufruf zum Gebet um Ausbreitung der eucharistischen Einstellung
in unserem Vaterlande

Mitten in unserer tausendfältigen Not im Niedergang von Glaube und Sitte, Gerechtigkeit und Liebe bei den Einzelnen und in der ganzen Gesellschaft gibt es nur eine einzige Hilfe. Warum übersehen wir den Retter, der allein uns helfen kann? Er ist mitten unter uns und unserer Not, ist das große Schicksal der Menschheit, Welterlöser damals wie heute und in Ewigkeit: Christus!

Für die Menschheitserlösung und Menschheitsrettung hat er sich auf Golgatha geopfert, für die Menschheitsrettung opfert er sich täglich neu auf den